

**Jasmin, der dichtende Coiffeur**, aus Agen in der Gascogne, war in Paris. Wie Alban-Ramsay\*), von dem Walter Scott in seiner allgemeinen Vorrede spricht, war Jasmin seit seiner Kindheit in seiner Heimath geblieben; sein Geschmack für die Dichtkunst entwickelte sich mit den Jahren, und indem die malerischen Gegenden des Südens seinen Ideenkreis und seine Einbildungskraft belebten, dichtete er eine Masse von Liedern in einer kräftigen Sprache. Da er auf diese flüchtigen Kinder der Muse wenig Werth legte, sang er sie oder gab sie seinen Freunden, ohne zu träumen, daß er sich dadurch einstens so großen Beifall und Ruf erwerben werde. Man spricht gegenwärtig nur von dem Barden aus der Gascogne. Als die Sammlung seiner Gedichte erschien, beieferte man sich nicht bloß in dem engen Kreise eines Departements, den Dichter zu ehren. — Toulouse reichte ihm den goldenen Zweig des Clemence Faure, Auch einen goldenen Becher, Villeneuve sur Lot, eine goldene Feder. Endlich empfand Jasmin Sehnsucht, das Paris zu sehen, von dem man sagt, daß es weiß, Männer von Ruhm aufzunehmen und zu schätzen.

Kaum war Jasmin in der Hauptstadt, als die Coiffeurs, seine Herren Collegen, in edlem Wettstreit die Ersten zu sein, welche ihm ihre freundliche Achtung erwiesen, sich beeilten, ihm ein Bankett zu geben, dessen würdiger Vorsitzender M. Croizat war, und bei dem M. Pinçon eine Rede voll attischen Wises hielt. Unser Dichter hat die Meinung, welche man sich von ihm gemacht hatte, für diejenigen seiner Collegen gerechtfertigt, welche ihn noch nicht persönlich kannten. Das Beispiel, welches die Haarkünstler gegeben, wurde von den Gascognern, welche sich in Paris aufhalten, befolgt; auch sie gaben ihrem Landsmann ein Bankett. Innerhalb weniger Tage sah sich Jasmin von den höchsten Kreisen der Regierung und der Literatur eingeladen und selbst an den königlichen Hof gezogen. Kurz, er kehrte mit Ruhm und Ehre beladen in seine schöne Heimath zurück! — So ehrt man einen Dichter in Frankreich!

### Literarisches Feuilleton.

#### Dramatische Poesie.

**Der Pappenheimer Kürassier.** Scene aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Friedrich Baron de La Motte Fouqué. (Nordhausen u. Leipzig, W. G. Schmidt 1842). In Wallenstein's Lager von Schiller sagt der Lombardische Kürassier von sich:

„Woher ich bin, ich hab's nicht können erfahren,  
Sie stahlen mich schon in jungen Jahren.“  
Dies quälte den alten Romantiker. „In einer unaussprechlich schmerzreichen und bedrückten Zeit meiner Erdenwallfahrt (heißt es in der Vorrede) bescheerte mir endlich die Muse, als eine mitleidig laut werdende Pythia, die Antwort auf

\*) Geb. 1685, gest. 1758, war anfänglich Barbier, dann Buchhändler in Edinburgh. Sein Hauptwerk heißt: *the gentle shepherd* (der edle Schäfer).

meine Decennien lang im Innern gehegte Frage. Hier der Erfolg.“ — Dieser Erfolg zeigt uns, wohin die Romantik führen kann. Der tiefsinnig-lecke Jüngling Phantasia, der uns bei Tieck begeistert, rührt, ergötzt, er ist im Lauf der Jahre zum kindischen Grets geworden, und tritt uns hier als solcher entgegen. Man wird das Buch nicht ohne ein mitleidiges Lächeln lesen können, falls man den ersten widerlichen Eindruck überwindet, wozu freilich einiger Humor gehört. Ein Kritiker, der das Lachen verlernt hat, erspare sich den Kummer, sich mit den Schicksalen dieses Pappenheimers bekannt zu machen. Der überromantische Nachzügler kann übrigens literarisch interessant genannt werden, indem er zur Beleuchtung der romantischen Schule überhaupt einen Beitrag liefert; er verhält sich zu den wahrhaft poetischen Produkten der letztern, z. B. auch zur „Undine“, wie Don-Quixote zum wahren Ritterthum. Daß er ganz außer unserer Zeit liegt, geht aus dem Gesagten von selbst hervor.

**Schill und seine Schaar.** Ein Büchlein, aus dem Volk und für das Volk geschrieben, von W. Cornelius. Mit vier Stahlstichen. Berlin und Stralsund, Verlag von W. Cornelius, 1842. — Dialogisirte Scenen, in denen der Verfasser die Schill'schen Soldaten und ihren Führer zu schildern sucht. „Dies kleine Buch will nichts weiter sein, als ein bescheidener Beitrag zu jener, nach meiner Ansicht zu sehr in den Hintergrund gedrängten Geschichte der Kriegsjahre 1806—9, und zwar ein solcher Beitrag, der nicht aus Archiven und Pergamenten, sondern aus dem Leben, aus der frischen Erinnerung und Anschauungsweise des Volkes lauter und rein und gläubig geschöpft wurde.“ Gleich darauf sagt der Verfasser, er wünsche weniger in den Salons, als in den gutdeutschen Bürgerhäusern, weniger unter den Literaten und Federführern, als unter den Kriegern und Schwertführern seine Leser und Beurtheiler zu finden. — Ein solcher Wunsch, öffentlich ausgesprochen, hat bei Kunstwerken keine rechte Bedeutung; eben so müßig ist die Bemerkung, „daß das Buch durchaus keine poetischen oder gar dramatischen Ansprüche mache.“ Ein poetisches Product soll poetische Ansprüche machen oder vielmehr, macht sie, es mag wollen oder nicht. Das vorliegende erfüllt sie in keinem hohen Grade, doch weht ein erquicklich-frischer Geist durch dasselbe, der für manche Schwäche entschädigt. Die Soldaten unterhalten sich hier über ihre Thaten und Schicksale, sprechen ihre Gesinnungen für das Vaterland und ihren Führer, der zuletzt selbst auftritt, aus, und thun dies in einem natürlichen, oft derben, meist aber ansprechendem Tone. Daß der Verfasser auf die Sittlichkeit und Humanität der Krieger ein besonderes Gewicht legt, ist ein schöner Zug in dem Buche, das gewiß Gutes stiften wird. Was die Form betrifft, so erinnert sie an Wallenstein's Lager; der Vers ist oft mit allzugroßer Willkürlichkeit behandelt. Den Dialogen angehängt sind mehrere balladenartige Gedichte, in denen ebenfalls der Volkston sehr glücklich getroffen ist. Die beigegebenen Stahlstiche stellen Schill's Porträt mit dem Motto des Helden: „Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende,“ dann eine Gruppe Schill'scher Soldaten vor einem Wirthshause, ferner Schill's letzte Heldenthat,